

nachgeht und in einsamen Gebetsnächten um die Heimkehr des verlorenen Sohnes ringt. Das Volk weiß um diese Liebe seines Pfarrers und hängt an ihm wie an einem Vater und Führer, dieses Volk, das gewiß manche Menschlichkeiten hat, das aber doch wieder lebt und stirbt in hingebender Treue zur Scholle und herzhafter Gläubigkeit. — Es ist ein schlichtes, aber wunderbar reiches Priesterleben, von dem dieser Roman erzählt. Zugleich aber schenkt uns Mathar damit ein echtes Heimatbuch voll Kraft und Tiefe und voll von goldenem Humor. Man wird dem Verlag Dank wissen, daß er diese billige Ausgabe ermöglicht hat.

R. Thiele S. J.

Der Mann ohne Eigenschaften. Roman von Robert Musil. I. Buch. 8° (1068 S.) Berlin 1930, Rohwolt. M 12.—, geb. 16.—

„Der Mann ohne Eigenschaften“ hat sich „Urlaub vom Leben“ genommen, ist augenblicklich ohne Beruf, weil es ihm auf keine Weise gelingen will, ein „bedeutender“ Mann zu werden. In seiner Jugend versucht er es als Offizier. Als ihm aber die Frauen und Töchter der Zivilisten nicht zur freien Verfügung stehen, wie er es erwartet hat, nimmt er seinen Abschied. Auch als Techniker wird er kein „bedeutender“ Mann, ebensowenig als Mathematiker. Warum? Weil er ein „Mann ohne Eigenschaften“ ist, besser: „ohne Charakter“. Und er lebt in einer Zeit „ohne Eigenschaften“. Es ist um die Jahreswende 1913/14 im alten Österreich. Er verkehrt in den Kreisen von „Besitz und Bildung“, die gerade von der „Parallelaktion“ bewegt werden: 1918 wird nämlich das siebzigjährige Regierungsjubiläum des alten Kaisers sein, gleichzeitig aber auch das dreißigjährige Wilhelms II. Es muß also etwas Großes geschehen, das die überragende Bedeutung des siebzigjährigen vor dem bloß dreißigjährigen Jubiläum klar zum Ausdruck bringt. Aber leider „gibt es heute keine großen Leistungen und keine großen Männer mehr“. Ideale, Glaube, Treue, Heldentum, Liebe, Moral, selbst die Leidenschaft, alles ist zerfasert und zerlegt durch Maschine, Kapital, exakte Wissenschaft, Technik, Sport, Betrieb, Rechenhaftigkeit. Die Seele ist ein romantischer Begriff, die Geschichte eine Kombination von Zufällen, und wen soll das tausendjährige Gerede darüber, was gut und böse sei, fesseln, wenn sich herausgestellt hat, daß das gar keine „Konstanten“ sind, sondern „Funktionen“. So findet sich auch für die „Parallelaktion“ keine Idee, obwohl im weiten

Bekanntkreis des „Mannes ohne Eigenschaften“ über alles mögliche endlos durch 123 Kapitel geistreich, meist geistreichelnd geredet wird. Eingefügt ist die Geschichte eines Lustmörders, eine großartige Gelegenheit, die Psychoanalyse am Exempel zu demonstrieren, was den Roman ein gutes Stück verlängert. Es zeigt sich die letzte geistige Platttheit und Sterilität des Liberalismus. Gott ist nur ein religiöses Gefühl, das zudem äußerst unmodern ist, denn „ein zeitgenössischer Erbsaß ewiger Bedürfnisse sind Bogen und ähnliche Sportarten, also eine Art Theologie“. So ist es ganz verständlich, daß „der Mensch sehr selten in der Frau geliebt wird“. Und wenn man sich eine Wohnung einrichtet, gehört auch eine Frau zu den Möbeln, die man, wenn die Mode oder der Geschmack wechselt, umtauscht.

Es ist die Zeit vor dem Krieg, und auch unsere, die der Verfasser gestalten will. Aber es ist nur ein Negativ. Er schreibt oft mit feiner Ironie, die zuweilen in Zynismus übergeht. Was will dieser Roman? Die Zeit ist zu ernst für solche Bücher. Wir sehen nur Niederungen, schwammige, sumpfige, oder dürre, trockene. Darüber lastet dichter Nebel, der auf Seite 1068 so dick geworden ist, daß man die Hoffnung aufgibt, im 2. Buch werde ihn ein Sonnenstrahl durchdringen, auch nur ein winziger.

H. Kreuz S. J.

Die Stadt über der Erde. Von F. Hammerschmidt. 8° (416 S.) Paderborn 1929, F. Schöningh. Geb. M 6.50

Hammerschmidt führt den Leser in das Deutschland der Nachkriegszeit. Die Auseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Kirche, das Suchen der Seelsorge nach neuen Wegen zum arbeitenden Volk, dahineinverwoben die Geschichte einer Seele, die von Niegische durch viel Kreuz und Enttäuschung heimfindet zur Kirche, das ist in ganz großen Linien der Inhalt. Dazwischen enthüllt sich ein Bild der ersten Jahre nach dem Krieg mit ihrem Suchen und Wiederanfangen im Wirtschaftlichen, mit dem Aufleben des katholischen Gedankens gerade in deutschen Landen.

Das Buch geht an Fragen heran, die heute noch brennend sind. Das ist sein Verdienst. Die Lösung der Probleme kann freilich nicht immer überzeugen. Am besten ist die Gestalt des Großindustriellen Rombert gezeichnet, der in brutaler Rücksichtslosigkeit seinen Weg geht und selbst das Heilige seinen Zwecken dienstbar zu machen sucht. Die Sprache hat ihre Schönheiten, drängt sich aber an nicht wenigen